



Neue Serie
Superhelden in der
spießigen Vorstadt-Idylle
Feuilleton

Bayern

Auktion
Der Preis für K.I.T.T.
steigt immer weiter
Panorama



AUSGABE NR. 14

Dienstag, 19. Januar 2021

9

„Da hilft nur noch Handhalten“

Interview Corona hat die Lage in Krankenhäusern verschärft. Wie sich die Arbeit einer Seelsorgerin am Uniklinikum Augsburg verändert hat und wie sie versucht, für Patienten, Angehörige, Pflegekräfte und Ärzte da zu sein

Frau Weingärtler, Sie sind evangelische Pfarrerin und seit 2015 Klinikseelsorgerin am Uniklinikum Augsburg. Wie hat sich Ihre Arbeit durch Corona verändert?

Claudia Weingärtler: Vor allem im ersten Lockdown, also im März, April vergangenen Jahres habe ich so viele Besuche am Krankenbett gemacht wie noch nie. Ich hatte dafür auch mehr Zeit, weil Gottesdienste oder andere Termine weggefallen sind. Und es kamen im ersten Lockdown so viele Anrufe von Angehörigen wie noch nie. Da herrschte eine große Verunsicherung: Warum können wir die kranke Mutter, den schwer kranken Vater nicht mehr besuchen? Was können wir tun? Diese Anrufe kommen nun seltener.

Aber die Lage ist doch ernster denn je?

Weingärtler: Ja, natürlich. Ich kann da nur versuchen, eine Erklärung zu finden. Wahrscheinlich haben wir alle uns mittlerweile an die Ausnahme-Situation gewöhnt. Bei manchen ist es auch so eine Art Resignation oder Schicksalsergebenheit. Es ist aber auch nicht so, dass Angehörige uns jetzt nicht mehr brauchen, ganz im Gegenteil. Nur dieser große Ansturm vom Frühjahr, der ist weg.

Mit welchen Sorgen kommen dem Angehörige von Corona-Kranken?

Weingärtler: Jetzt kommen meiner Einschätzung nach vermehrt Angehörige, die sich richtig große Sorgen machen. Ich denke zum Beispiel an eine Tochter, deren Vater zwar nicht an Corona erkrankt war, aber an Krebs. Man darf ja nicht vergessen, man spricht immer von den Corona-Patienten. Hier am Uniklinikum liegen aber auch viele Menschen mit ganz anderen lebensbedrohlichen Krankheiten.

Wie konnten Sie der Tochter helfen?

Weingärtler: Sie rief mich an, weil sie ihren Vater telefonisch nicht mehr erreicht hat. Die Schwester auf der Station hat zu ihr gesagt, er sei somnolent, also sehr schläfrig. Die Tochter konnte ihn nicht besuchen, sie bat mich an ihrer Stelle nach ihm zu schauen und das habe ich natürlich getan. Ich bin mit dem Mobiltelefon zu ihm, sein Gesundheitszustand war wirklich sehr kritisch, ich war mir nicht sicher, ob er verstanden hat, wer ich bin, doch als ich seine Tochter anrief und das Telefon laut stellte, lief ihm eine Träne über die Wangen. Noch einmal hörte er die Stimme seiner Tochter. Ein paar Tage danach ist er gestorben.

Ein Glück, dass Sie zu ihm sind.



Gerade in Corona-Zeiten sind viele schwerst kranke Patienten im Krankenhaus allein. Pflegekräfte und Ärzte, aber auch ein Team an Seelsorgern bemüht sich sehr um diese Menschen. Symbolfoto: Peter Kneffel, dpa

Weingärtler: In solchen Situationen, in denen Menschen an einem Übergang sind, da kann man nicht mehr telefonieren oder eine Whatsapp-Nachricht schreiben. Da hilft nur noch da zu sein, Handhalten.

Viele Menschen fürchten, dass Patienten nun seelenallein sterben. Sie haben sicher mehr Sterbegelungen oder?

Weingärtler: Ja, das habe ich. Allerdings merke ich immer wieder, wie wichtig vertraute Menschen gerade beim Sterbeprozess sind. Und das tut mir in der momentanen Lage so weh. Ich habe Ihnen ja von dem Mann erzählt, der auf die Stimme seiner Tochter ganz anders reagiert hat als auf mich. Und auf der Palliativstation hier am Uniklinikum, wo mit Sterben und Tod nochmals bewusster umgegangen wird, wird beispielsweise versucht, dass enge Angehörige kommen können – immer nur eine Person für begrenzte Zeit. Diese Angehörigen müssen natürlich strengste Schutzmaßnahmen beachten. In Ausnahmefällen ist sogar eine Begleitperson erlaubt, die darf aber das Klinikum dann auch nicht mehr verlassen. Aber sie dürfen da sein.

Wie ist das bei Corona-Patienten, kommen sie auf Palliativstationen?

Weingärtler: Wir haben hier am Uniklinikum mehrere Covid-Stationen.

Und von einer weiß ich, dass sich Palliativpflegekräfte freiwillig gemeldet haben, um dort zu arbeiten. Dort habe ich auch sehr positive Erfahrungen gemacht, etwa, dass man sehr frühzeitig gerufen wird. Und ich darf jetzt auch etwas länger am Krankenbett bleiben als beim ersten Lockdown, als ich nur 15 Minuten im Patientenzimmer sein durfte. Ich habe den Eindruck, dass insgesamt mehr auf die Kontaktbedürfnisse der Kranken geachtet wird. Und doch bin ich natürlich insgesamt nicht lange da und dann ist der Patient wieder allein.

Sie kommen ja zu Corona-Patienten in Schutzmontur, erkennt man Sie?

Weingärtler: Nein, nicht immer, viele können mich zunächst nicht von den Pflegekräften oder Ärzten unterscheiden. Das darf man natürlich nicht vergessen, wenn man fordert, dass Angehörige zu sterbenden Covid-Patienten kommen dürfen: Diese Angehörigen müssten die ganze Zeit in voller Schutzmontur gekleidet sein und sind natürlich je länger sie in dem Zimmer sind, umso mehr der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt. Einige Pflegenden haben sich bei ihrer Arbeit trotz aller Vorsichtsmaßnahmen angesteckt, zum Teil mit sehr schwerem Verlauf. Ein Angehöriger oder eine Angehörige darf dennoch für begrenzte Zeit – auch

gemeinsam mit mir als Seelsorgerin – zur Verabschiedung kommen. Was ich allerdings speziell bei Corona-Patienten erlebe, ist, wie schnell ihr Gesundheitszustand kippen kann. Als ich die letzten Male gerufen wurde, waren die Patienten schon in einem Zustand, in dem ich mir nicht mehr sicher war, ob sie wahrnehmen, wer ich bin. Ich habe ein Kreuz in Form eines Handschmeichlers dabei. Die meisten umgreifen es intuitiv. Neulich hat eine Frau meine Hand dabei gegriffen – ich habe ihre Hand natürlich eine Zeit lang gehalten.

Das heißt, dass viele Corona-Patienten tatsächlich alleine sterben?

Weingärtler: Ja, viele Corona-Patienten sterben allein. Das ist leider so, obwohl sich die Pflegekräfte und Ärzte hier am Uniklinikum sehr bemühen. Als ich neulich von einem Pfleger zu einer sterbenden Frau gerufen wurde, die bei meinem Eintreffen bereits verstorben war, habe ich gemeinsam mit ihm noch ein Vaterunser gesprochen und sie gesegnet. Wie tückisch diese Erkrankung ist, habe ich auch bei einem Ehepaar erlebt: Beide hatten Corona. Beide waren auf dem Weg der Besserung. Die Ehefrau konnte entlassen werden in der Hoffnung, dass ihr Mann auch bald nach Hause darf. Doch dann hat sich sein Gesundheitszu-

stand schlagartig so verschlechtert, dass er gestorben ist. Für die Ehefrau und die Tochter war das ein Schock. Unfassbar. Sie hatten damit nicht gerechnet und es war niemand mehr bei ihm.

Wie helfen Sie denn in so einer Lage?

Weingärtler: Ich höre zu. Das klingt zunächst nach nicht viel. Und doch tut es oft einfach schon gut, wenn man jemanden zum Reden hat. Das erlebe ich immer wieder. Auch auf anderen Stationen. Vor allem bei Schwerstkranken, bei Menschen, die wissen, dass man sie nicht mehr heilen kann.

Was erzählen Sie Ihnen?

Weingärtler: Alles. Manchmal ihr ganzes Leben. Auch ihr Scheitern. Ihren Kummer. Ihre Ängste. Alles, was sie oft lange verbergen wollten oder mussten. Die Patienten wissen und das ist ihnen ganz wichtig, dass ich zur Verschwiegenheit verpflichtet bin. Daher können sie mir und meinen Kollegen und Kolleginnen – wir sind ja zwölf Personen im ökumenischen Team der Seelsorge für das Uniklinikum Augsburg – auch wirklich alles anvertrauen. Viele wollen vor allem ihre Angehörigen nicht belasten. Die machen sich doch eh schon solch große Sorgen. Da erscheint es vielen besser, mit uns über ihre Ängste zu sprechen.

Sie sind auch für die Pflegekräfte und die Ärzte da, kommen mehr zu Ihnen?

Weingärtler: Nicht unbedingt. Oft sind es eher Gespräche zwischen Tür und Angel. Ein Arzt hat kürzlich zu mir gesagt: Das nächste Mal, wenn wir sie rufen, kommen sie nicht wegen des Patienten, sondern wegen mir, dann brauch ich sie. Daran merkt man, wie belastend die Arbeit ist, wie erschöpft viele Pflegekräfte, aber eben auch Ärzte sind. Ich spüre das aus ganz wenigen Worten. Und aus meiner Erfahrung als Supervisorin weiß ich, dass in höchst stressigen Situationen kaum noch jemand reden will. Man versucht nur noch durchzuhalten und alle Kräfte zu bündeln. Erst wenn wieder mal Luft geholt werden kann, kommt das Bedürfnis, sich die Belastungen, den Schmerz von der Seele zu reden. Ich denke, da wird von Pflegekräften und Ärzten noch Einiges kommen. *Interview: Daniela Hungbaur*



Claudia Weingärtler, 54, ist evangelische Pfarrerin, Pastoralpsychologin und Supervisorin. Sie lebt in Augsburg.



Kommentar

Ein Argument ist zerbrösel

VON ULI BACHMEIER

jub@augsburger-allgemeine.de

Seine Liebe zu Bäumen hat Ministerpräsident Markus Söder bereits medienwirksam durch die Umarmung eines Baumes im Hofgarten hinter der Staatskanzlei demonstriert. Wie weit diese Liebe reicht, ist Naturschützern in Bayern aber noch nicht so recht klar. Sie erkennen zwar an, dass in jüngster Zeit infolge des Artenschutz-Volksbegehrens einiges geschehen ist – etwa die rechtsverbindliche Ausweisung von 58 000 Hektar staatlicher Wälder als forstwirtschaftlich nicht genutzter Naturwald. Ein echter Ersatz für einen dritten oder vierten Nationalpark ist das nach ihrer Überzeugung aber nicht. Wirksamer Artenschutz brauche größere, zusammenhängende Gebiete, in denen Natur tatsächlich Natur sein kann.

Die Staatsregierung aus CSU und Freien Wählern hat all ihre fachlichen Argumente mit einem einzigen politischen Argument vom Tisch gewischt: Neue Nationalparks seien gegen den Willen der lokalen Bevölkerung nirgendwo durchsetzbar. Die Umfrage der Grünen im Gebiet des Steigerwalds und des Ammergebirges zeigen jetzt, dass dieses politische Argument offenbar auf äußerst wackeligen Beinen steht. Selbst vor Ort gibt es demnach eine klare Mehrheit für Nationalparks – bei 81 Prozent Befürwortern im Ammergebirge und 75 Prozent im Steigerwald wahrscheinlich sogar unter den Anhängern von CSU und Freien Wählern.

Das muss nicht bedeuten, diejenigen vor Ort zu ignorieren, die gegen Nationalparks sind, weil ihre Existenz an der Forstwirtschaft hängt. Aber es sollte bedeuten, dass man sich von einem zerbröselnden Argument verabschiedet und sich einer neuen, lösungsorientierten Debatte nicht verweigert.

Notizen aus der Region

LINDAU

Tür schließt zu schnell: Zweijährige alleine im Zug

Eine zu schnell geschlossene Zugtür hat ein zwei Jahre altes Mädchen für kurze Zeit von seiner Mutter getrennt. Eine Beamtin der Bundespolizei habe in dem Regionalzug von Friedrichshafen nach Lindau ein allein sitzendes kleines Mädchen bemerkt, teilte die Bundespolizei am Montag mit. Wie sich herausstellte, war die Mutter kurz zuvor in Kressbronn (Bodenseekreis) ausgestiegen. Bevor die 26-Jährige ihre Tochter aus dem Zug holen konnte, hatte sich dessen Tür bereits geschlossen. Die Polizistin begleitete das Kind bis zur Endstation in Lindau. Dort wurde das Mädchen schließlich von seiner Oma abgeholt. (AZ)

ST. OTTLIEN

Großbrand am Kloster: Brandstiftung denkbar

In der Nacht auf Montag ist eine Lagerhalle für Hackschnitzel vor den Toren der Erzabtei St. Ottilien im Kreis Landsberg komplett niedergebrannt. Die Kriminalpolizei, die von einem Sachschaden in Höhe von rund 200 000 Euro ausgeht, schließt Brandstiftung nicht aus. Das Feuer war gegen 2 Uhr bemerkt worden. Als die Feuerwehr vor Ort eintraf, stand die außerhalb des Klosters gelegene Halle bereits in Vollbrand. (vuu)

Große Mehrheit für zwei neue Nationalparks

Naturschutz Eine Umfrage widerlegt nach Ansicht der Grünen, dass die „Bevölkerung vor Ort“ dagegen sei

VON ULI BACHMEIER

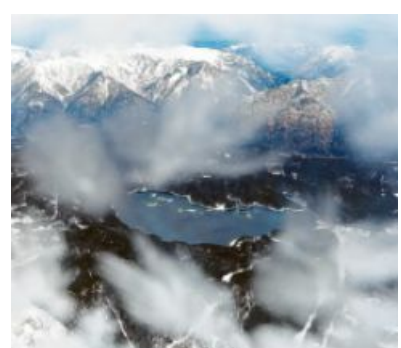
München Die Zustimmung der Bevölkerung zu neuen Nationalparks im Ammergebirge und im Steigerwald ist offenbar deutlich größer als gedacht – und zwar nicht nur in Bayern insgesamt, sondern auch unmittelbar vor Ort. Das ist das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage, die von den Grünen im Landtag gemeinsam mit zwei Fördervereinen in Auftrag gegeben wurde.

Demnach sprechen sich in den Landkreisen Ostallgäu, Garmisch-Partenkirchen und Weilheim-Schongau 81 Prozent der Befragten für einen Nationalpark Ammergebirge aus. 37 Prozent sehen das Natur- und Artenschutzprojekt „sehr positiv“, 44 Prozent „eher positiv“. Elf Prozent lehnen es als „eher ne-

gativ“, drei Prozent als „sehr negativ“ ab. Die Zustimmung zu einem Nationalpark Steigerwald liegt bei 75 Prozent. Dort wurden Bürger in Bamberg und Schweinfurt (jeweils Stadt und Landkreis) sowie im Landkreis Haßberge befragt.

Hubert Endhardt, der Vorsitzende des Fördervereins Nationalpark Ammergebirge, zeigte sich bei der Vorstellung der Studie am Montag „freudig überrascht über die unerwartet hohe Zustimmung der Bevölkerung“. Florian Tully vom Verein Nationalpark Steigerwald verwies darauf, dass die Zahl der Nationalpark-Befürworter im Vergleich zu früheren Umfragen deutlich gestiegen sei. „Es wird deutlich, dass die Menschen die Zeichen der Zeit erkannt haben“, sagte Tully. Grünen-Fraktionschef Ludwig Hart-

mann sieht in dem Umfrageergebnis ein Startsignal, um das Thema Nationalpark wieder auf die politische Tagesordnung zu setzen. Das zentrale Argument der Staatsregierung gegen einen weiteren Nationalpark



Ein winterlicher Blick von der Zugspitze aus auf den Eibsee und das Ammergebirge. Archivfoto: Angelika Warmuth, dpa

in Bayern ist nach Ansicht Hartmanns hinfällig. Die Aussage, die lokale Bevölkerung wolle keine Nationalparks, sei „eindeutig widerlegt“, sagte Hartmann. Nun könne die Debatte neu geführt werden. Darin seien sich die Grünen mit den großen Naturschutzverbänden in Bayern einig.

Zwei Nationalparks gibt es bereits in Bayern – seit 50 Jahren im Bayerischen Wald, seit über 40 Jahren im Berchtesgadener Land. An diese „Erfolgsgeschichten“, so Hartmann, sollte Bayern anknüpfen: „Es wird langsam Zeit, dass Bayern als mit Abstand größtes Flächenland Deutschlands seiner Verantwortung für Natur- und Umweltschutz gerecht wird und einen weiteren Brutkasten für mehr Artenvielfalt schafft.“

Die vorläufig letzte Initiative für einen dritten Nationalpark in Bayern war im Jahr 2015 vom damaligen Ministerpräsidenten Horst Seehofer (CSU) gestartet worden, aber praktisch in allen Gebieten, die dafür ins Spiel gebracht wurden, auf massiven Widerstand aus der CSU gestoßen. Die lokalen Proteste, so die Kritiker, machten eine friedliche Lösung unmöglich. Selbst dort, wo es ausschließlich um Staatswald ging, fürchteten kleine Unternehmer, die Waldarbeiten im Auftrag der Staatsforsten übernehmen, um ihre Existenz. 2018 legte Markus Söder (CSU) das Projekt aufs Eis. Die neue Koalitionsregierung aus CSU und Freien Wählern beschränkt sich auf Ausweisung von Schutzgebieten, lehnt einen dritten Nationalpark aber ab. »Kommentar